

Ein Pfarrer für Thalia

In Münster gibt es seit Jahren eine enge Zusammenarbeit zwischen evangelischer Kirche und Theater. Nun hat das nach Kassel gewechselte Leitungsteam des Theaters durch die „Theaterpredigten“ auch dort einen Dialog zwischen Kanzel und Bühne angestoßen.



Foto: privat

Ordnung.“ Aber warum sollten wir uns immer nur dann angesprochen fühlen, wenn es schlecht geht? Theater und Kirchen seien schließlich mehr als nur Notrufsäulen in schweren Zeiten.

Seit vielen Jahren engagiert sich Lothar Sander in einem Landeskirchenausschuss für Kulturfragen und knüpft da besonders die Verbindungen zum Theater. Und als die Städtischen Bühnen Münster in der Spielzeit 2001/02 das Thema „Glauben“ als Spielzeitmotto erkoren hatten, war das für den theaterbegeisterten Pfarrer die Gelegenheit, die Bande zwischen Theater und Kirche in der Widertäuferstadt fester zu knüpfen. Auf der Suche nach Partnern in der Kirche stießen der damalige Generalintendant Thomas Bockelmann und sein Chefdramaturg Horst Busch auf Lothar Sander. Damals wurde die Idee geboren: „Abends ins Theater, morgens in den Gottesdienst!“ Sinnfragen stellen beide Institutionen, und nicht wenige Stücke der Weltdramatik haben einen engen Bezug zum Alten und Neuen Testament. In der Apostelkirche, fußläufig vom Theater zu erreichen, bezogen sich fortan verschiedene Pfarrer mit ihrer Predigt auf eine aktuelle Inszenierung des Theaters. Eine Predigt zu Penderckis „Paradise Lost“ bildete den Auftakt am 11. November, auf den Tag zwei Monate nach den Attentaten des 11. Septembers. Als das Theater und die

Kirche diese Zusammenarbeit planten, war nicht vorauszusehen, dass existentielle Glaubens- und Lebensfragen damals für viele Menschen neue Bedeutung bekamen. Pfarrer Wilfried Engelmann ging in seinen Betrachtungen zum Paradies auch auf die Verheißungen ein, die skrupellose Demagogen verblendeten Selbstmordattentätern vorgaukeln: Das Paradies als Ort, wo schöne Jungfrauen den Märtyrer verwöhnen.

Lothar Sander behandelte in seiner ersten Predigt wenige Monate später Yazmina Rezas „Drei Mal Leben“ und konnte zunächst einmal erfreut feststellen, dass an diesem Sonntag sich über 170 Menschen in der Apostelkirche eingefunden hatten, um über ihr Leben nachzudenken. Dass diese Verknüpfung von Theater- und Gottesdienstbesuch beiden Institutionen mehr Aufmerksamkeit und Zulauf einbrachte, sei aber nur der eine Aspekt gewesen, betont Sander, es gehe nicht darum, wie mit einem Werbegag die Leute wieder für das Theater oder die

„Wenn es den Menschen mal wieder schlechter geht, erwacht mit dem Wunsch zum seelischen Erlebnis auch ihre Liebe zur Kirche und zum Theater wieder.“
Boleslav Barlog

K i r - che zu begeistern. Ohnehin waren nach dem 11. September die Kirchen voll, und viele hatten das als neuen Aufbruch gewertet: „Ich habe gedacht: Vorsicht! Das ist eine emotionale Welle, das ist in zwei Wochen vorbei. Genau wie Ende des Jahres mit der Tsunami-Welle. Das hat eine Ventilfunktion. Das ist ja auch

KNUT LENNARTZ

Ginge es ums Berufen, könnte man diesen Mann mit wallender Mähne und strahlenden Augen für einen Künstler halten. Doch Lothar Sander ist Pfarrer mit einer Leidenschaft fürs Theater. Als ich ihm zu Beginn unseres Gesprächs über Theater und Kirche das nicht nur ironisch gemeinte Barlog-Zitat aus dem Jahre 1969 vorlegte (siehe Zitat rechts), findet er das gar nicht so falsch: „Wenn man nach Kirche und Theater fragt als Einrichtungen, die sich um die Sinnfrage des Menschen kümmern, ist das in

1 | Lothar Sander, Pfarrer.

Ist am Ende alles gut?

Auch in Kassel gibt es seit dieser Spielzeit Theaterpredigten. Wir drucken hier den Schluss der Predigt von Pfarrer Karl Waldeck zu Leoš Janáčeks „Das schlaue Fuchslein“ vom 13. März in der Kirche Sankt Martin ab.

Doch am Ende ist alles gut. Auch wenn der mährische Wald keine Idylle ist. Auch wenn die Sehnsucht unerfüllt bleibt. Und die Frage stellt sich unweigerlich: Warum? Warum stimmt das Ende der Oper so versöhnlich? Warum glauben auch Zuhörer und Zuschauer, dass hier auf Erden und nicht nur auf der Bühne, „ein überirdisches Glück an ihnen vorbeigegangen ist.“ Der Psychoanalytiker würde wohl sagen, dass eine Versöhnung mit dem Realitätsprinzip stattgefunden hat: Unmittelbar lebten es zuvor im Stück nur die Tiere, das Realitätsprinzip galt nur für sie: Füchse fressen Hühner, Füchse paaren sich, kriegen Junge und werden schließlich erschossen. Das ist der Lauf der Welt. Am Ende hat das Realitätsprinzip auch die Menschen erreicht: Der Schulmeister verdrückt ein paar Tränen und findet sich schließlich damit ab, dass sein Schwarm ausgerechnet den Wilderer geheiratet hat. Der Förster kann es nun akzeptieren, dass er alt geworden ist und mit ihm sein Dackel. Er kann es annehmen, dass Glanz und Leidenschaft aus seiner Ehe gewichen sind, und erinnert sich an den Zauber der jungen Liebe. Kein Grund mehr zur Klage, sondern zur Demut und Dankbarkeit, Teil der guten und schönen Schöpfung zu sein. Er gibt sein Einverständnis, eingebunden zu sein in den Lauf der Welt, für die bis auf göttlichen Widerruf gilt: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

Liebe Gemeinde, so könnte ein glattes Happy End aussehen, das rundum versöhnliche Ende einer Oper, deren Schöpfer altersmild und weise geworden ist. Doch Janáček war und wurde es nicht – zumindest nicht in einem vordergründigen Sinne: In seinen beiden letzten Opern greift er wieder düstere Sujets auf: „Die Sache Makropoulos“ und – der Titel ist Programm genug – „Aus einem Totenhaus“ nach Dostojewski. Und selbst im „Schlaue Fuchslein“ ist der Schluss seltsam offen. Gerade in dem Augenblick, in dem für den Förster wie für uns Zuschauer die Versöhnung mit dem Leben, dem Alter, die Beheimatung im Lauf der Schöpfung erreicht scheint, da könnte das Rad des Lebens schnell wieder Start und Ziel passieren und die so eben zu Ende

gegläubte Geschichte von Neuem beginnen: Jugend und Alter, Zeugung und Tod, Lust und Frust, Herrschen und Beherrschtwerden – und nicht nur Saat und Ernte, Frost und Hitze Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Ein seltsamer, ein witziger, ein geistreicher Schluss. Denn auch er weist Janáček als klug, als Kenner des Lebens und des Realitätsprinzips aus: „Und die Menschen gehen mit gesenktem Kopf und begreifen, dass ein überirdisches Glück hier vorbeigegangen ist.“ So lautet das Credo des Försters, das Leoš Janáčeks Versöhnung, Einverständnis, Dankbarkeit und Demut. Dies legt uns auch die Bibel nahe. Doch eine Haltung ist das, Gaben sind es, von denen wir aus eigener Erfahrung wissen: Wir besitzen sie nur auf Zeit, das ist kein Dauerzustand, beliebig konservierbar und ab-rufbar. Wir Kinder Noahs müssen diese Einsicht, diesen Glauben immer wieder neu entdecken und erschließen – in den Wäldern Mährens, in Kassel. An jedem Ort, zu jeder Zeit – in unserem Leben, in Gottes guter Schöpfung. Amen.

► KARL WALDECK

2 | Fuchslein Schlaukopf (Byung-Soon Lee) inmitten von Dackel und Hühnern. Szene aus der Kasseler Inszenierung des „Schlaue Fuchsleins“.



Foto: Cornelia Illius



Foto: Michael Hörschenecker

3 | Nebeneinander in Münster: Blick aus dem Theaterfoyer auf die Apostelkirche.

in Ordnung. Aber man darf darüber nicht vergessen, wie viele namenlose Opfer es tagtäglich gibt“, schränkt Sander ein. Doch meint er, Zeichen zu erkennen, dass Fragen nach dem Sinn des Lebens wieder eine größere Rolle in der Gesellschaft spielen, unabhängig von solchen Ereignissen. Dass das Theater darauf reagieren müsse, sei richtig, wenn es aber eigennützig auf die Glaubensfrage komme und darauf spekuliere, so wieder Zulauf für das Theater zu gewinnen, dann sei das ein schäbiges Theater. Auch von einem vordergründigen Nutzen für die Kirche will Sander nichts wissen, auch wenn zu den Theaterpredigten sich deutlich mehr Besucher eingefunden hätten als zu den üblichen Gottesdiensten. Es könne nicht vordergründig um Attraktivität gehen, sondern immer um existenzielle Fragen.

Nun war das Verhältnis von Kirche und Theater immer auch ein spannungsreiches. Sicher, in Ost wie in West fanden sich in Grundsatzfragen Kirchen- und

Theaterleute oft auf der gleichen Seite der Barrikade wieder. In der DDR waren es diese beiden Institutionen, die in den achtziger Jahren mehr oder weniger offenen Widerspruch anmeldeten gegenüber einer verlogenen Staatsideologie. Und im Westen war es vor allem die Friedensbewegung. Aber da endete häufig bereits die Gemeinsamkeit. Oft genug begegnen sich beide Institutionen in argwöhnischer Lauerstellung, zumal Theaterleute von Berufs wegen zur Provokation neigen. Man denke an die Aufregung in Kirchenkreisen bei Aufführungen von „Corpus Christi“ oder an Johann Kresniks Bremer Inszenierung der „Zehn Gebote“ mit Nacktauftritten in einer Bremer Kirche. Die, die dagegen protestierten, hatten meistens das Stück nicht gelesen oder keine Ahnung von der Formenstrenge von Kresniks Theaterarbeit. Sander sieht das gelassen: „Wenn Provokation – im Wortsinne provocare – uns herausruft aus dem Einerlei und zum Nachdenken anregt, halte ich das für gerechtfertigt: Herausrufen aus dem Selbstverständlichen, Satten, Selbstzufriedenen, dass man wieder einen Horizont vor die Augen bekommt.“ Natürlich störe ihn auch in Münster in manchen Inszenierungen provokant gemeinte Geschmacklosigkeit, etwa ein riesiger Phallus auf der Bühne im „Pariser Leben“; aber Aufregungen, weil zum Beispiel für „Paradise Lost“ nackte Statistinnen gesucht wurden, konnte er nicht nachvollziehen: „Adam saß da vor vier nackten Frauen. Das war nicht provozierend, das war schön.“

Pfarrer Sander hat das Glück, seine Theaterleidenschaft mit den beruflichen Erfordernissen in Einklang bringen zu können. Vor fünf Jahren begleitete er eine Reisegruppe des Diakonischen Werkes zu den Festspielen nach Oberammergau, und der protestantische Pfarrer, der mit dieser Art der katholischen Tradition seine Probleme hat, hatte schon im Stillen beschlossen, seine Karte zu verkaufen, statt sich diese acht Stunden im Festspielhaus

anzutun. Zum Glück hat er das nicht gemacht und war dann von Christian Stückls Inszenierung mit den engagierten Laiendarstellern hellauf begeistert: „Ich kannte die ganzen Diskussionen vorher, dass es Veränderungen gegeben hatte, die Antisemitismus-Vorwürfe. Ich empfand es als eine in Szene gesetzte Verkündigung.“ Jetzt fuhr er gerade mit Konfirmanden nach Hamburg zu einer Aufführung von Lukas Bärfuss' „Der Bus“ – im Untertitel „Das Zeug einer Heiligen“ – und auf der Rückfahrt schwelgten alle in Begeisterung über diese Inszenierung. Wie viele Anknüpfungspunkte gebe es gerade in dieser Inszenierung, mit Jugendlichen über Fragen des Lebens ins Gespräch zu kommen: „Das wäre schön“, sagt da die Pilgerin Erika, wenn ihr auf der Reise nach Tschenstochau ein Tankwart einen Heiratsantrag macht: „Sie weiß aber, dass das nicht real ist“, kommentiert Sander, „eine Welt, in der das Gute siegt. Aber das ist doch eine so tiefverwurzelte Sehnsucht, die wir vielleicht in der Kirche zu wenig berücksichtigen.“

Im nächsten Jahr übernimmt Lothar Sander eine neue Aufgabe, er wird Gemeindepfarrer unweit von Münster. Aber eines ist sicher: Dem Theater hält er weiter die Treue. Zur Zeit arbeitet er eng mit Michael Jeziorny zusammen, dem Leiter des Kinder- und Jugendtheaters in Münster. Inszenierungen wie „norway.today“ oder „Klamms Krieg“ hat Sander mit seinen Jugendgruppen besucht. „Danach haben wir die Schauspieler zu uns ins Gemeindezentrum eingeladen.“ Solche Kontakte zwischen Theater und Kirche funktionieren so gut, wie die Beteiligten es wollen. In Münster gab es diese glückliche Zusammenarbeit zwischen Horst Busch, dem damaligen Chefdramaturgen, und Sander. Busch ist inzwischen mit seinem Intendanten Thomas Bockelmann nach Kassel weiter gezogen – und so gibt es seit dieser Spielzeit Predigten zum Theater auch in Kassel. 